

Die Aktion der Münchner Studenten gegen Hitler (II)

Autor(en): **Huch, Ricarda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE AKTION DER MÜNCHNER STUDENTEN GEGEN HITLER (II)

VON RICARDA HUCH †

Kurt Huber

Kurt Huber wurde am 25. Oktober 1892 in Chur geboren. Wie ein Symbol waren die hohen Berge Graubündens an den Beginn dieses Lebens gestellt, das nicht zu ihren Füßen verlaufen sollte, aber im Zeichen der Freiheit, deren Wächter sie waren. Sein Großvater von der mütterlichen Seite, Richard Jakobi, begründete in Kempten im Allgäu eine mit Internat verbundene Handelsschule, die als Jakobi-Schule bald Weltruf erwarb. Nach seinem frühen Tode übernahm seine Frau, Franziska von Bring, ihre Leitung, unterstützt von dem Lehrer Theodor Huber, der in der Folge ihre Tochter Katharina heiratete. Das junge Paar war äußerlich ungleich, er eine stattliche, imponierende Erscheinung, sie zierlich, aber einander gleich in der Lauterkeit des Charakters und in der hervorragenden musikalischen Begabung. Sie entwickelten die Schule im Sinne ihres Gründers weiter, so daß sie nicht nur kaufmännische Bildung vermittelte, sondern eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt wurde. Sie hatten sich an Pestalozzi gebildet, und die Erfahrung bildete sie weiter. Ihr katholisches Christentum, auf dem ihr Denken und Wirken ruhte, war frei von konfessioneller Enge.

Im Jahre 1890 gaben Theodor Huber und seine Frau das Institut in Kempten auf, um einem Rufe nach Chur zu folgen. Kurt war bei seiner Geburt so zart und schwach, daß es nur den aufmerksamsten Bemühungen des Arztes gelang, ihn am Leben zu erhalten. Zwei Jahre später verließen die Eltern Chur, obwohl sie sich dort glücklich gefühlt hatten, zogen nach Stuttgart und erwarben auf einem noch wenig bebauten Hügel ein geräumiges Haus mit großem Garten, das sogenannte Herdweghaus. Dort verlebte Kurt seine Kindheit und Jugend.

Bald nach der Uebersiedlung befiel das zarte Kind eine Krankheit, Diphtherie oder Kinderlähmung, deren Folgen für sein ganzes Leben bedeutungsvoll waren. Es blieb eine Schwäche der Glieder zurück, die ihn an ihrem natürlichen Gebrauch hinderte und sich im Gange bemerkbar machte. Trotz aller Bemühungen, die die Aerzte und die er selbst auf eine Besserung verwendeten, blieb er körperlich gehemmt. Der frühe Verzicht, zu dem er gezwungen war, zog schmerzliche

Linien in sein Wesen, die niemals ganz vergingen. Andererseits wurde die Schwäche Ursprung einer Stärke. Die beständige Anstrengung, die Unzulänglichkeiten des Körpers zu überwinden, kräftigte seinen Geist.

Der Kindheit, auf die der Schatten der Krankheit fiel, waren sonst alle Elemente des Glückes gegeben: «Hochgebildete, liebevolle Eltern, fröhliche Geschwister, ein wohnliches, geselliges Haus, Wohlstand, der neben dem Notwendigen und Nützlichen auch dem Ueberflüssigen Raum ließ.» Vor allem aber war Kurt durch ebenso vielseitige wie tiefgewurzelte, entwicklungsfähige Begabung begnadet. Am stärksten und frühesten zeigte sich sein musikalisches Talent, das er von den Eltern geerbt haben mochte. Die Musik wurde der Mittelpunkt in Kurt Hubers Leben, die Quelle, aus der er seine Erkenntnis mehrte, und an der er immer wieder Trost und Kraft schöpfte.

Auffallend war seine technische Begabung: Nicht nur, daß er sich hilfreich im Hause betätigte, wo immer etwas auszubessern oder herzustellen war, zum Beispiel allein ein Telephon einrichtete, er erfand auch ein besonderes Verfahren zum Stimmen von Orgeln und stellte in späteren Jahren selbst die Schallplatten her, zur Aufnahme der Volkslieder, die er sammelte.

Das so reich von allen Strahlen der Kultur durchsonnte Leben im Herdweghaus nahm ein jähes Ende durch den frühen Tod des Vaters im Jahre 1911. Das Fehlen einer so starken, ausgeprägten Persönlichkeit machte sich schmerzlich bemerkbar. Die Mutter entschloß sich, im Hinblick auf das Studium ihrer beiden Söhne, nach München überzusiedeln, das damals noch im vollen bunten Flor künstlerischen Lebens stand. Es war die Atmosphäre, die dem jungen Kurt kongenial war. Bald bildete sich im Huberschen Haus wieder ein Freundeskreis, wo Musik und Literatur gepflegt und jede geistige Anregung verständnisvoll aufgenommen wurde.

Daß Kurt studieren würde, war ihm immer selbstverständlich gewesen, aber für ein bestimmtes Fach sich zu entschließen war bei seinen vielen Neigungen und Begabungen nicht leicht. Den Ausschlag gab schließlich die Liebe zur Musik, die inzwischen mit seinem ganzen Dasein verbunden war. Mit der Musikwissenschaft verband er Philologie und Psychologie. Die Lehrer, die den größten Einfluß auf ihn hatten, waren der Vertreter der Musikwissenschaft Theodor Kroger, bei dem er im Jahre 1917 summa cum laude den Dokortitel erwarb, und der Philologe Erich Becker, in dessen psychologisches Seminar er eintrat. Im Jahre 1920 habilitierte er sich an der Münchner Universität.

Das Geisteswerk Kurt Hubers ist charakterisiert durch die Vereinigung künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen. Seine schaffende künstlerische Kraft war nicht so stark, daß ihre Ergebnisse

ihm genügt hätten; die wissenschaftliche überwog; aber immer bestimmte neben der wissenschaftlichen die künstlerische die Wahl seiner Probleme und die Art, wie er sie behandelte. Sein wissenschaftlicher Trieb zwang ihn, das Gesetzmäßige auf den Gebieten zu suchen, die auf freier Geistigkeit oder unberechenbarem Zufall zu beruhen scheinen. Durch diese Untersuchungen eröffnete er der Musikwissenschaft und Psychologie neue Wege.

Von den vielen Abhandlungen, die er über alle die Gegenstände seiner Interessen schrieb, sind nur wenige zu seinen Lebzeiten gedruckt worden; es lag auch in der Natur seiner Untersuchungen, daß manches Ansatz und Fragment blieb. Damit hing es zusammen, daß seine wissenschaftlichen Leistungen nicht die entsprechende Anerkennung fanden und am wenigsten den entsprechenden materiellen Entgelt. Er war in einem wohlhabenden Hause, in sehr bequemen Verhältnissen aufgewachsen, die Sorge um das tägliche Brot war ihm unbekannt. Das änderte sich, als durch die Inflation das elterliche Vermögen verlorenging. Er war nun auf die Erträge seiner Dozententätigkeit angewiesen, die um diese Zeit begann. Seit 1926 hatte er den Titel eines außerordentlichen Professors, bezog aber als solcher kein Gehalt, sondern erhielt für verschiedene Lehraufträge nur unregelmäßige Einnahmen. Seit er im Jahre 1929 sich verheiratet hatte, und seit er Vater zweier Kinder geworden war, war es nur durch äußerste Sparsamkeit möglich, mit solchen Mitteln auszukommen.

In diesen Schranken war er dennoch glücklich. Wohl litt er darunter, daß er den Seinigen kein behaglicheres Dasein verschaffen konnte, aber für seine Person war er ganz anspruchslos: frugal zu essen, dürftig gekleidet zu sein, beengt zu wohnen, das bedrückte ihn nicht. Wie er mit Anmut schenken und mit Anmut danken konnte, so verstand er es auch, sich zu freuen. Eine schöne Blume, die Aussicht aus seinem Fenster, ein Ausflug konnte ihn beglücken. Vor allen Dingen war es sein Humor, der allem Widerwärtigen die Bitterkeit nahm.

Wie an der Musik, schöpfte er aus dem Umgang mit Freunden Erquickung. Zwar war er den Kollegen an der Universität gegenüber im allgemeinen zurückhaltend. Es zog ihn nicht zu den Fertigen, Unerschütterlichen, die ihre Wissenschaft und ihr Leben wie ein gelöstes Exempel befriedigt in der Tasche tragen. Um so mehr Verständnis hatte er für die Jugend; war ihm doch selbst der Schmelz der Jugendlichkeit, das Suchen und Streben, das stürmische Wagen und Hoffen erhalten geblieben. Die Ausländer lockte sein Ruf, der beste Kenner des europäischen Volksliedes zu sein. Gern versammelte er die jungen Leute, die ihm mit Verehrung anhängen, in seinem Hause in Gräffling, und ihre Fröhlichkeit erfüllte die engen Räume bis in die Nacht hinein. Seit Hitlers Machtergreifung war es seine Einstellung gegen

den Nationalsozialismus, der einen Teil der Studentenschaft zu ihm hinzog.

Schwerer als der Druck der Armut lastete auf Kurt Huber der Nationalsozialismus, der das geistige Leben in Fesseln schlug. Von Anfang an zeigten ihm die Nationalsozialisten ihre feindselige Gesinnung. «Wir können nur Professoren brauchen, die auch Offiziere sein können» sagte ihm ein Hochschulreferent mit Bezug auf seine körperliche Behinderung. Die Aussicht auf eine ordentliche Professur schwand gänzlich, und die Leitung des neugeschaffenen Volksliederarchivs in Berlin, die ihm übertragen worden war, wurde ihm wieder entzogen, so daß er froh sein mußte, in seine bescheidene Stellung in München zurückkehren zu können.

Je mehr die Freiheit der Wissenschaft beschnitten wurde, je deutlicher das wahre Wesen der herrschenden Verbrecher sich enthüllte, desto stärker und ungeduldiger wurde Hubers inneres Widerstreben. Vollends als der Krieg ausbrach und Hitlers Gewalttätigkeit im Auslande bekannt wurde, als in sinnlosen Schlachten Blut in Strömen floß, überkam ihn oft Verzweiflung. Es quälte ihn, daß er seine Empörung nicht zur Tat werden ließ, daß er seinen Schülern nicht zum Führer wurde in der Ablehnung eines niederträchtigen, für Deutschland verhängnisvollen Systems.

Im Jahre 1942 lernte er in einem befreundeten Hause die Geschwister Scholl kennen. Damals stellte sich die Verständigung zwischen Gleichgesinnten rasch her, fast ohne daß Worte gewechselt wurden. Am Schlusse des Sommersemesters nahm Professor Huber an der Gesellschaft im Atelier des Architekten Eikenmeyer teil, wo ein energischeres Vorgehen gegen den Feind für den Winter verabredet wurde. Als die jungen Freunde im Herbst wieder in München eintrafen, beteiligte er sich an der Herstellung der Flugblätter. Das letzte, das den Anlaß zur Verhaftung der Geschwister Scholl gab, ist von ihm verfaßt. Es scheint eilig und in erregter Stimmung hingeworfen zu sein.

Keiner von den heldenhaften jungen Leuten hatte während der Verhöre Professor Huber belastet; doch bereitete er sich vor. Er verbrannte alle Briefe und Papiere, die ihm schaden konnten. Die Studentenschaft war tief betroffen oder von Angst und Schrecken gelähmt. In einer eigens berufenen Versammlung mußte Huber hören, wie der Gaustudentenführer die Hingerichteten und die Gefährten ehrlose, niederträchtige Gesellen nannte. Zwei Tage darauf, am 27. Februar, wurde er verhaftet. Sofort nach der Verhaftung wurde ihm durch den Rektor der Universität der Dokortitel entzogen und durch das Ministerium die Beamteneigenschaft; die Folge dieser Maßregel war, daß seine Frau ohne jeden Unterhalt blieb.

Die Anklage wandte sich mit besonderer Schärfe und gespielter moralischer Entrüstung gegen den Lehrer, der die Jugend, die er zum Dienst am Staate hätte erziehen sollen, gegen den Staat aufgewiegelt und zum Aufstand verführt habe. Das Verantwortungsgefühl, dessen Mangel ihm vorgeworfen wurde, empfand er in der Tat tief, wenn auch in anderer Richtung. Er mußte sich sagen, daß es ihm vielleicht gelungen wäre, die jungen Menschen, die ihm vertrauten, von diesem gefährlichen Tun zurückzuhalten. Hätte er es nicht versuchen müssen? War er schuld an ihrem Tode? Er war überzeugt, daß die regierende Partei den Untergang Deutschlands herbeiführen würde, wenn es nicht gelänge, sie zu stürzen, und er hatte geglaubt, daß es die letzte Stunde sei, in der Deutschland gerettet werden könne. Dafür schien ihm kein Opfer zu teuer.

Am 19. April fand die Verhandlung gegen ihn und zwölf Mitangeklagte statt, unter denen Alexander Schmorell und Willi Graf am meisten belastet waren. Den Vorsitz führte Freisler. Vertreter der Partei und des Gerichts füllten den Saal. Unter Professor Hubers Papieren hat sich eine Aufzeichnung der Worte gefunden, die er am Schluß der Verhandlung sprechen wollte. Er habe es als Staatsbürger und Hochschullehrer und politischer Mensch für seine Pflicht gehalten, hieß es darin, an der deutschen Geschichte mitzuarbeiten, offenkundige Schäden aufzudecken und zu bekämpfen. Wenn er studentische Kreise zur Einsicht in sittliche Schäden habe erwecken wollen, zur Rückkehr zu klaren sittlichen Grundsätzen, zum Rechtsstaat, zu gegenseitigem Vertrauen, so sei das nicht illegal, sondern umgekehrt die Wiederherstellung der Legalität. «Ich habe mich im Sinne von Kants kategorischem Imperativ gefragt, was geschähe, wenn diese subjektive Maxime meines Handelns ein allgemeines Gesetz würde. Darauf kann es nur *eine* Antwort geben: Dann würde Ordnung, Vertrauen, Sicherheit in unser Staatswesen, in unser politisches Leben zurückkehren. Jeder sittlich Verantwortliche würde mit uns seine Stimme erheben gegen die drohende Herrschaft der bloßen Macht über das Recht, der bloßen Willkür über den Willen des sittlich Guten . . . Es gibt für alle äußere Legalität eine letzte Grenze, wo sie unwahrhaftig und unsittlich wird. Dann nämlich, wenn sie zum Deckmantel einer Freiheit wird, die sich nicht getraut, gegen offenkundige Rechtsverletzung aufzutreten. Ein Staat, der jede freie Meinungsäußerung unterbindet und jede, aber auch jede sittlich berechnete Kritik, jeden Verbesserungsvorschlag als Vorbereitung zum Hochverrat unter die furchtbarsten Strafen stellt, bricht ein ungeschriebenes Recht, das im ‚gesunden Volksempfinden‘ noch immer lebendig ist und lebendig bleiben wird.» Den jungen Angeklagten gegenüber beschwor er die Richter, im wahren Sinne schöpferisches Recht zu sprechen, nicht ein Diktat der Macht,

sondern das Gewissen sprechen zu lassen, das auf die Gesinnung schaue, die in diesem Falle die idealste, uneigennützigste sei, die man sich denken könne. Für sich selbst betont er, daß seine Mahnung zur Besinnung auf die allein dauerhaften Fundamente eines Rechtsstaates das oberste Gebot der Stunde sei, dessen Ueberhören den Untergang des deutschen Geistes und zuletzt des deutschen Volkes nach sich ziehe. «Ich setze für diese Mahnung, für diese beschwörende Bitte mein Leben ein. Ich fordere die Freiheit für unser deutsches Volk zurück.» Er vertraue fest darauf, sagte er abschließend, daß der eherne Gang der Geschichte sein Wollen und Handeln rechtfertigen werden, und er hoffe zu Gott, daß diese rechtfertigenden Kräfte sich rechtzeitig aus dem Volke entbinden möchten.

Ob Kurt Huber wörtlich so gesprochen hat, wissen wir nicht; dem Sinne nach wird seine Rede der Aufzeichnung entsprochen haben. Nach kurzer Beratung wurde das Urteil verkündet: Kurt Huber, Alexander Schmorell und Willi Graf wurden wegen Begünstigung des Feindes und Zersetzung der Wehrmacht zum Tode verurteilt.

Während der schweren 12 Wochen, die vom Tage der Urteilsverkündung bis zur Urteilsvollstreckung vergingen, war der Gefängnispfarrer Brinkmann ein hilfreicher Freund und Führer; in Gesprächen mit ihm, im Lesen theologischer Werke, in den Mysterien seines Glaubens, fand er Erhebung. Auch in seiner letzten Stunde war der Geistliche in seiner Zelle und sah auf dem Antlitz des zum Todesgange sich Anschickenden ein Lächeln, weil er einen von den Pantoffeln, die er trug, verlor. Als der Pfarrer den dumpfen Schlag des fallenden Beiles hörte, sprach er für sich die Worte: *Pretiose in conspectu Domini mors sanctorum eius.*

Frau Huber wäre der bittersten Armut ausgeliefert gewesen, wenn nicht Freunde und Bekannte und auch Fremde sie liebevoll unterstützt hätten. Einer von denen, die sich für sie einsetzten, war der Student Hans Leipelt, der dadurch das letzte Opfer dieser Bewegung wurde.

Hans Karl Leipelt war Halbjude. Sein arischer Vater, Direktor eines Zinnwerkes, starb an Herzschlag, seine Mutter, jüdischer Rasse, aber gläubige evangelische Christin, fand den Tod in einem norddeutschen Gefängnis. Sie hatte den Doktor in Chemie. Seine einzige Schwester mußte kurz vor der Reifeprüfung das Gymnasium verlassen und kam in ein Gefängnis in Cottbus. Er selbst machte den Polenkrieg und den Westfeldzug mit und erwarb das eiserne Kreuz, wurde aber dann als Halbjude aus dem Heer entlassen und konnte das Studium der Chemie in München fortsetzen. Am 8. Oktober 1943 wurde er verhaftet, weil er sich als Gesinnungsgenosse des Scholl-Kreises betätigt habe. Er war über ein Jahr in Untersuchungshaft in Stadelheim

und wurde hier, der eher ein Skeptiker gewesen war, zu einem tiefgläubigen Christen. Während er sich an der Vielfalt des täglichen Lebens wundrieb und durch die Widersprüche verwirrt wurde, tat ihm die Einsamkeit wohl. Außer den Gesprächen mit dem Gefängnispfarrer waren es zunächst die Schriften des Schweizer Juristen Hilty, die seine Wandlung bewirkten. Dann vertiefte er sich in die Bibel. Sein ausgezeichnetes Gedächtnis ermöglichte ihm, viele evangelische Choräle, die er sehr liebte, und viele Stellen aus der Bibel immer gegenwärtig zu haben. Er gewann einen segensreichen Einfluß auf seine Mitgefangenen, von denen viele vor ihm sterben mußten.

Am 29. Januar 1944 wurde er hingerichtet. Er starb nicht nur gefaßt, sondern freudig und zuversichtlich.

Christoph Probst

Christoph Probst, in der Familie und von den Freunden Christel genannt, wurde am 19. November 1919 in Murnau geboren. Verschiedene Einflüsse strömten dem Kinde von seinen Vorfahren zu. Der Vater, Hermann Probst, entstammte einer Kaufmannsfamilie, die seit dem 16. Jahrhundert in Kaufbeuren nachweisbar ist, die Mutter einer aus Holland eingewanderten Lehrerfamilie. Die Mutter des Vaters, Clementine de Genève, war aus der französischen Schweiz gebürtig. Hermann Probst studierte Naturwissenschaft, wandte sich aber dann, ein sehr reger, umfassender Geist, der Kunstgeschichte und schließlich der vergleichenden Religionswissenschaft zu, die ihn ganz erfüllte. Um tief in die Glaubenswelt des Ostens einzudringen, lernte er Persisch und Sanskrit, auch mit der chinesischen Religionsphilosophie beschäftigte er sich eingehend. Unter den christlichen Mystikern zog ihn besonders Jakob Böhme an. Weil er sich ungehindert seinen Studien widmen wollte und überhaupt Bindungen fürchtete, nahm er kein Amt an, sondern lebte als Privatgelehrter in den oberbayrischen Bergen, am meisten in Zell bei Ruhpolding. Mit welcher Liebe und Gründlichkeit er auch seine Studien betrieb, war er doch kein einseitiger Gelehrter, der sich in Bücher vergräbt. Er war ein gewandter Bergsteiger, und sein Humor beseelte die Geselligkeit, an der er teilnahm; aber eine Neigung zur Schwermut beschattete sein Leben und ließ ihn die Einsamkeit suchen. Diese Veranlagung mag die Ursache gewesen sein, daß seine Ehe, die aus Neigung geschlossen war, sich nach einigen Jahren löste. Die Kinder, Christoph und Angelika, eine ältere Schwester, hielten sich abwechselnd bei den Eltern auf, die freundschaftlich verbunden blieben. Obwohl beide Eltern katholisch waren, wurden die Kinder nicht getauft, weil Hermann Probst sich in-

folge einer überstreng katholischen Erziehung der Kirche entfremdet hatte und die Entscheidung ihnen, wenn sie erwachsen waren, überlassen wollte. In seinen letzten Lebensjahren wandte er sich dem christlichen Glauben und auch der Kirche wieder zu.

Das Haus, das Christels Kindheit behütete, war von einem Garten umgeben, in dem unter einem alten Nußbaum viel bunte Blumen blühten, und den als heroische Wächter schimmernde Berge umstanden: Rabenkopf, Herzogenstand, Benediktenwand. Die hohen Berge und der große starke Vater, der sie besteigen konnte, waren der Gegenstand seiner kindlichen Bewunderung und Verehrung. Das Gewaltige, das ihm so vertraut und selbstverständlich war, wurde der Maßstab, nach dem er sich selbst und seine Begriffe und Ansprüche formte. Als die Eltern den kleinen Burschen nach München mitnahmen und ihm die ehernen Löwen der Feldherrenhalle zeigten, fragte er den Vater: «Darf ich einen davon mitnehmen?» Eine riesige Tanne, an der er auf einem Spaziergang vorbeikam, schien ihm als Weihnachtsbaum geeignet, und im Dom von Brixen rief er aus, das wäre ein schönes Zimmer! Seine Phantasie bewegte sich in einer hohen, freien, grandiosen Welt. Gefährliche Wagnisse lockten ihn und glückten ihm, das Uebermäßige traute er sich zu. Der Jüngling, den das Bild an den Felsen gelehnt zeigt, sieht nicht aus wie ein Städter, der seine Ferien im Gebirge verbringt: er gehört in diese Landschaft wie das würzige Kraut und die leuchtenden Blumen, wie der Sperber, der mit starkem Fittich darübersteht. Er geht hier gewohnte Pfade, sein Schritt und sein Sprung sind den Gefahren der Bergwildnis angemessen, in der er daheim ist.

Dem frischen, waghalsigen Jungen war ein empfindliches Herz zuteil geworden. Es gibt ein altes Kinderschlaflied, das viele Kinder weinen gemacht hat: es singt von dem regnerischen Abend und von dem Bettler an der Pforte, dem das Hündchen den Rock zerreißt. Die Vorstellung der vom Regen durchrauschten Nacht und des armen Mannes, der da draußen steht, und den der Hund vertreibt, bringt dem behüteten Kind zum erstenmal menschliches Elend zum Bewußtsein, und unbestimmtes Weh und namenloses Mitleid ergreift es. Vielleicht kannte Christel dieses Lied nicht, aber er sah Bettler von Haus zu Haus gehen und erfuhr, daß es arme Menschen gibt, die von den glücklicheren Brot und Almosen erbitten. In das unheimliche fremde Schicksal träumte er sich hinein, bis es ihm war, als sei er selbst davon betroffen, und sich als Bettler zu verkleiden und Bettelgänge zu machen wurde ihm ein häufig gespieltes trauriges Spiel. Als er einmal sah, wie ein sich sträubendes Kälbchen zur Schlachtbank geführt wurde, mochte er tagelang kein Fleisch mehr essen. Er konnte keine Kreatur leiden sehen, ohne mit zu leiden.

Trotz des empfindlichen Herzens war Christel ein fröhliches, spiel-seliges Kind. Seine Phantasie und die Intensität seiner Natur machten ihm das Spiel zur Leidenschaft, er spielte von früh bis spät, einfall-reich und unermüdlich, bastelte und malte, legte im Garten Beete an und beobachtete das Wachsen der Pflanzen. Auch beim Spielen ging er gern ins Große und wagte sich, als er größer war, zuversichtlich an unlösbare Probleme: er versuchte, Blumen von unerhörter Farbigkeit und Form zu zeichnen, er wollte selbstkehrende Besen und das Perpetuum mobile erfinden.

Die Schule wurde gleichsam nebenher erledigt. Er übersprang eine Klasse und bestand mit 17 Jahren das Abitur. An dem von Professor Reisinger geleiteten Landerziehungsheim Schondorf, das er besuchte, erinnert man sich, mit welcher Begeisterung er bei einer Aufführung des Schäferschen Dramas «Der achtzehnte Oktober» einen Freiheits-helden darstellte, und wie das schöne Jünglingsbild die Zuschauer entzückte. Er hatte damals noch nicht viel gelesen, begann erst, sich mit der deutschen und französischen Literatur bekanntzumachen; was an ihm auffiel, war nicht so sehr das Wissen wie die innere Reife, die Wärme, mit der er das menschliche Leben betrachtete, und die Klarheit, mit der er das Vereinzelte in sinnvolle Verbindung brachte. Sein Mitgefühl mit den Leidenden hatte sich nicht mit den Jahren verloren, sondern eher zugenommen, so daß er selbst sagte, er empfinde es oft als quälenden Schmerz. Die Lust am Leben und das Leid am Leben bekämpften sich nicht in ihm, sie liefen als zwei dem Leben entsprechende Stimmungen nebeneinander, gleich stark, gleich herr-schend. Der Wunsch, Leidenden zu helfen, war es, der ihn bewog, Medizin zu studieren, obwohl ihm seine Gaben und Neigungen man-chen anderen Weg geöffnet hätten. Niemals äußerte sich sein Mit-leiden sentimental, er suchte ihm durch Hilfeleistung den Stachel zu nehmen. Wie er als Kind mit Hingebung gespielt hatte, so genoß er jetzt Studium und Muße mit glühender Freudigkeit. Blühend in Jugend und Kraft, reich an Gaben des Geistes und des Herzens, an der Schwelle einer glücklichen Zukunft, wie hätte er das Leben nicht lieben sollen!

Wenn er mit dem Freunde Alexander Schmorell, den er auf dem Gymnasium kennengelernt hatte, bei einer Flasche Wein zusamen-saß, konnte man bis in die Nacht hinein ihr übermütiges Lachen hören. Auch als der Himmel sich umwölkte und allerlei Unwillkommenes an ihn herantrat, griff er noch unbekümmert nach jeder goldenen Frucht des Augenblicks.

Wie alle jungen Leute, mußte Christel nach Vollendung der Schule den Arbeitsdienst und den Militärdienst leisten. Er wählte die Luft-waffe. Obwohl gewandt und kühn in allen körperlichen Uebungen,

war er doch nicht gern Soldat. Er haßte den Zwang und den Drill und vollends den Krieg. Als der Krieg ausbrach, blieb er im Anschluß an den Dienst in militärischer Stellung, durfte aber mit gewissen Unterbrechungen dem Studium in München obliegen. Dabei lernte er den gleichfalls Medizin studierenden Hans Scholl kennen.

Obwohl Christel, als Hitler im Jahre 1933 zur Macht kam, noch ein Knabe war, ließ er sich doch durch die hochtrabende Maskierung, in der der Nationalsozialismus anfangs auftrat, keinen Augenblick blenden. Es war, als ob ein frommes Gemüt den Geruch der Hölle witterte. Politisch war er nicht stark interessiert. Er beurteilte die Ereignisse des öffentlichen Lebens nach einem religiösen und sittlichen Maßstabe, wie das junge Menschen überhaupt zu tun pflegen und wie es ganz besonders sein Münchener Freundeskreis tat. Es herrschte in diesem Kreise die vollste Uebereinstimmung im Abscheu gegen die nationalsozialistische Regierung und in dem Schmerz über die Schande und das Verderben, das sie über das deutsche Volk brachte. Er kannte und billigte auch die Flugblätter, die die Geschwister Scholl verteilten; aber aus einem bestimmten Grunde hielten diese es für geboten, ihn von der Teilnahme an Handlungen fernzuhalten, die sein Leben gefährden konnten.

Auch darin schloß der Ring von Christels Leben sich früh, daß er mit einundzwanzig Jahren heiratete und mit vierundzwanzig Jahren Vater dreier Kinder war. Seine Frau war die Tochter von Harald Dohrn, dem jüngsten Sohne von Anton Dohrn, der als Gründer der zoologischen Station in Neapel bekannt geworden ist. Da nun mit seinem Leben das Leben seiner Frau und seiner Kinder verbunden war, konnte er, so fanden seine Freunde, nicht mehr so frei darüber verfügen wie sie, die Unverheirateten.

Die Ehe und die Vaterschaft brachten neues Glück in Christels Leben, zugleich aber auch eine Belastung: er lernte die Sorgen der Verantwortung kennen; der schlanke junge Baum, der sich frei in Luft und Sonne gewiegt hatte, sollte ein starker fruchttragender Stamm werden. Das militärische Verhältnis drückte ihn doppelt schwer, weil er in grundsätzlichem Gegensatz zu dem System stand, dem er diente. Der Zwiespalt des Gewissens nagte an ihm. Er lernte Russisch aus Sympathie für seinen Freund Alexander Schmorell, dessen Mutter Russin gewesen war, und vertiefte sich in russische Geschichte und Literatur. Während er sonst jede Aufgabe spielend bewältigt hatte, wurde es ihm jetzt schwer, alles zu leisten, was die Pflicht und was er selbst von sich forderte. Der Morgenglanz seines Lebens erblich; in sein junges Gesicht zeichneten Müdigkeit und geheime Kämpfe feine schmerzliche Linien. Er war immer noch voll Jugendkraft und Jugend-

mut, konnte Liebe und Freundschaft in vollen Zügen genießen, konnte immer noch lachen und überschäumen; aber er hatte in dunklen Stunden schon Zwiesprache mit dem Tode gehalten.

Als Kind hatte Christel sich über ein zur Schlachtbank geführtes Kälbchen McGrämt: wieviel tiefer schnitt ihm der Gedanke an das Blutvergießen des Krieges ins Herz. Als die Katastrophe von Stalingrad bekannt wurde, ergriff ihn die Entrüstung über die gewissenlose Führung und das Mitleid mit ihren Opfern bis zu einem solchen Grade der Verzweiflung, daß er seine empörten Gedanken in einem Flugblatt zusammenfaßte. Er studierte damals in Innsbruck, fuhr aber häufig nach München, um die Freunde zu treffen, und bei einem solchen Besuch war es, daß er Hans Scholl das Flugblatt zur Verfügung stellte, das ihm zum Verhängnis wurde.

Christophs junge Frau hatte kurz vorher ihr drittes Kind geboren und lag krank in der Klinik; er war im Begriff, sie zu besuchen, als er auf dem Bahnhof in Innsbruck verhaftet wurde. Dieser Schlag traf ihn ganz unvorbereitet; mit welchem Schrecken und Grauen er aber auch zu ringen haben mochte, er überwand es und zeigte Fassung und Mut. Vor dem Volksgerichtshof verteidigte er sich selbst und sagte, er habe es für Pflicht gehalten, dafür einzutreten, daß dem Blutvergießen dieses verderblichen Krieges ein Ende gemacht werde. Er wurde niedergeschrien, bevor er ausgesprochen hatte. Das Todesurteil traf den jungen Gatten und Vater besonders hart, auch der Gedanke an seine Mutter und Schwester schmerzte tief. Sein Vater lebte nicht mehr. Der dunkle Strom seiner Seele, der ihn von früh auf zu den Abgründigkeiten des Daseins zog, hatte sich stärker erwiesen als der helle; aber er trug ihn zu dem reinsten Licht, in dem alles menschliche Irrsal zu seliger Klarheit wird. Der Glaube erfüllte seine letzten Lebensstunden mit der Ahnung dieser Gnade. Schon seit längerer Zeit hatte er sich auf die Taufe vorbereitet; denn er war der damaligen Auffassung seines Vaters entsprechend nicht wie üblich ein Glied der katholischen Kirche geworden. Bevor er den letzten Gang antrat, durfte er von einem Priester die inbrünstig ersehnte Taufe empfangen: so wurde ihm die Gefängniszelle und der Richtblock zur Schwelle des Paradieses.

Seine Abschiedsbriefe an Mutter und Schwester wurden ihnen nicht ausgehändigt, aber sie durften sie im Beisein eines Gestapobeamten lesen. «Ich wußte nicht, daß Sterben so leicht ist», schreibt er der Schwester und: «Vergiß nicht, daß das Leben nichts anderes ist, als das Wachsen in der Liebe und eine Vorbereitung auf die Ewigkeit.» Sein immer mehr zum Verstehen und Verzeihen als zum Verdammen geneigtes Herz konnte auch für seine Henker Mitleid fühlen. «Ich sterbe ganz ohne Haß», schrieb er. Nach der Bestattung, die am

24. Februar in der Abendstunde auf dem Perlacher Friedhof stattfand, sprach der Priester abschließend die Worte aus den Seligpreisungen: «Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.»

Alexander Schmorell

Der Tod war großmütig gewesen gegen Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst. Er war im Sturm gekommen, hatte sie in seinen Mantel gehüllt und durch das prüfende Feuer getragen bis an die blutige Schwelle, wo sie die Tore des Himmels sich auftun sahen. Zwischen den langen Verhören, dem Schlaf der Ermüdung, dem Urteil und dem Ende waren sie kaum zur Besinnung gekommen. Wie ein schreckhafter Traum gingen die ungeheuerlichen Tage vorüber. Länger und schwerer mußten die Freunde leiden, die nicht von dem ersten hastigen Gegenschlag des überraschten Feindes getroffen wurden.

Alexander Schmorell war der nächste Freund von Christoph Probst, mit dem zusammen er das Gymnasium in München besucht hatte. Sein Elternhaus stand in Geiseltal bei München, sein Vater war Arzt. Dessen Vater, sein Großvater, stammte aus Ostpreußen, war Kürschnermeister und kam durch den Pelzhandel in nahe geschäftliche Beziehung zu Rußland, so daß er, ohne seine deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben, sich dort niederließ. Von seinen zwölf Kindern wurden die jüngeren, darunter der Vater Alexanders, dort geboren. Er studierte in München Medizin, verbrachte aber im übrigen sein Leben in Rußland und verheiratete sich mit einer Russin, der Tochter eines Geistlichen. Als der erste Weltkrieg ausbrach, wurde er als Deutscher aus Moskau, wo er Assistenzarzt an der Medizinischen Klinik war, nach Orenburg am Ural verschickt und mit der Leitung von Krankenhäusern für deutsche Zivil- und Kriegsgefangene betraut. Dort wurde am 17. September 1917 Alexander geboren. Er war kaum zwei Jahre alt, als seine Mutter starb, das Opfer einer Typhusepidemie. Im Jahre 1921 benützte Dr. Schmorell den letzten Sanitätszug für deutsche Rückwanderer, um mit seinem kleinen Sohn nach Deutschland zurückzukehren. In München, wo er studiert hatte, ließ er sich nieder und verheiratete sich im Jahre 1926 mit einer Deutschen.

Alexander, in der Familie und von den Freunden Schurik genannt, das ist die russische Abkürzung des Namens, konnte sich weder an seine Mutter noch an seine Heimat erinnern; um so mehr beschäftigte sich seine Phantasie mit beiden, und er schmückte sie in seiner Phantasie mit hohen Vorzügen. In ihm selbst hatten sich Eigenschaften beider Völker zu einer sehr reizvollen und originellen Erscheinung durchdrungen. Er hatte goldbraune Haare und blitzende blaue Augen

und eine etwas kurze Nase, die dem Gesicht etwas Jungenhaftes gab. Von besonderer Anmut war die ebenmäßige schlanke, geschmeidige und doch kräftige Gestalt, die elegante Haltung, der elastische Gang. Er war ein leidenschaftlicher und vorzüglicher Reiter, und wenn er zu Pferde saß, gehoben von der Lust der Bewegung, konnte man auf ihn das Wort «herrlich» anwenden, das er besonders liebte und gern gebrauchte. In seiner Aussprache des Deutschen und im Tonfall verirret sich der Fremde. Als russisch ließ sich vielleicht das Schweifende seines Wesens bezeichnen. Er liebte Wanderungen ohne Ziel, ließ sich gern vom Zufall hierhin und dorthin führen und vertiefte sich in Gespräche mit Handwerksgesellen, Landstreichern und Bettlern, denen er begegnete. Jeder Zwang und jede Konvention war ihm verhaßt. Mit irgendeinem Vagabunden, den er zufällig traf, konnte er sich in lange Unterhaltungen einlassen und sich dadurch bereichert fühlen. Er ging immer auf das Menschliche aus. Ueberhaupt war er gesellig und fand überall Gefährten, mit denen er besprach, was sie interessierte. Wo er sich unter jungen Leuten zeigte, bildete sich sofort ein lebhafter Kreis um ihn.

In seiner stürmischen Aufrichtigkeit konnte er rücksichtslos sein, ohne es zu merken. Seine künstlerisch reiche und sinnliche Natur hätte ihm gefährlich werden können, wenn nicht stets die ihm angeborene Großherzigkeit sich ausgewirkt hätte. Er hatte die Fehler des Uebermaßes und der Verschwendung, aber es war nichts Enges, Kleinliches an ihm, und er wäre unfähig gewesen, etwas Gemeines zu tun. Der Ueberfluß zeigte sich auch im Reichtum seiner Begabung. Er war sehr musikalisch, spielte gut Klavier, er liebte die Dichtkunst, besonders die russische, und plante, die großen russischen Schriftsteller ins Deutsche zu übersetzen. Die Neigung zum Basteln teilte er mit vielen Knaben; aber er tat es mit ungewöhnlichem Geschick. Die Gabe der kunstfertigen Finger, die aus allem alles machen können, soll russisch sein. Zwar studierte er Medizin, aber er widmete einen Teil seiner Zeit bildhauerischen Versuchen und wollte die bildende Kunst später zu seinem Beruf machen. Sein erstes Werk war der Kopf Beethovens, den er wohl nicht nur gewählt hatte, weil er den Komponisten verehrte, sondern weil dies Antlitz voll gewaltiger Leidenschaft ihn tief berührte. Auch er rang leidenschaftlich, dem innerlich Geahnten vollendete Gestalt zu geben. Seine Begabungen und sein Temperament hatten eine Originalität und einen Schwung, wie sie oft Sprößlingen aus national gemischter Ehe eigen sind. Das russische in seiner Natur sowie seine Anhänglichkeit an Rußland wurden gepflegt durch seine russische Dienerin, die sein Vater mitgenommen und im Hause behalten hatte. Mit ihr sprach er russisch, sie bereitete ihm russische Speisen und Leckerbissen, sie erzählte ihm russische Märchen und

sprach von seiner russischen Mutter. Das Bild der lieblichen jungen Frau, die ihm das Leben geschenkt und so früh den Tod erlitten hatte, trug er wie ein Kleinod verborgen im Herzen und erschwerte der zweiten Frau seines Vaters den Zugang zu ihm. Doch war das Familienleben innig, und Alexanders Verhältnis zu den Stiefgeschwistern war sehr herzlich; sie hatten das Recht des Lebendigen und Gegenwärtigen; aber auch das ferne einsame Grab der Mutter hatte ein Recht auf ihn, und das ferne Land mit den unendlichen Wäldern und den unendlichen Steppen.

Das verborgene Heimweh hinderte nicht, daß Schurik eine überaus glückliche Kindheit und Jugend verlebte. Sein Vaterhaus gewährte ihm die Freiheit, die ihm Bedürfnis war. Daneben gehörte zu seinem Glück die Freundschaft mit Christel Probst und dessen Schwester Angelika. Sie verbrachten die Ferien miteinander, ritten, schwammen, segelten miteinander, lasen und besprachen das Gelesene. Der Kreis erweiterte sich, als sie Hans Scholl kennenlernten. Mit ihm begegneten sie sich in ihren Anschauungen, in ihrem Geschmack, in ihrem Drang, das Leben mit Leidenschaft und Ehrfurcht zu ergreifen. Sie waren körperlich und geistig wohl gewachsen, hochgemut, wie olympische Kämpfer, nach den edelsten Kränzen strebend.

Mit Hitlers Machtergreifung fiel auf das strahlende Jugendleben der erste Schatten. Alexander litt schwer unter dem Druck, den der Nationalsozialismus auf die Jugend ausübte, die zu erfassen ihm wichtig war. Er, dem jede Freiheitsbeschränkung unleidlich war, sollte sich der Gleichschaltung fügen, zu bestimmten Stunden in vorgeschriebenem Anzug in irgendeiner Organisation erscheinen, sich Formeln und Ansichten aufzwingen lassen. Ganz und gar verhaßt war ihm alles Militärische mit seinem Zwang und Drill. Um den Dienst möglichst schnell abgetan zu haben, meldete er sich sofort nach dem Abitur als Freiwilliger zur leichten reitenden Artillerie; das Reiten sollte ihm den widerwärtigen Dienst erträglich machen. Nach einem Jahr begann er mit dem Studium der Medizin und wurde bei Beginn des Krieges einer Sanitätstruppe und später wie Hans Scholl der Münchener Studentenkompagnie zugeteilt.

In tragischer Weise brachte der Krieg Schurik die Erfüllung einer Sehnsucht: er lernte Rußland, seine Heimat, kennen. Mit der Studentenkompagnie kam er an die Front. Es war, wie schmerzlich auch immer, beglückend, das Land zu erleben, dem er sich zugehörig fühlte. Die unabsehbare Ebene, die seinen Kameraden langweilig vorkam, und die ihr Gemüt bedrückte, war ihm ein Bild der Unendlichkeit. Dies episch breit hinflutende Land, diese wohl lautende Sprache, die schwermütigen Lieder waren ihm verwandt, riefen ihn zu sich. Daß er als Feind in dieses Land kam, war qualvoll; aber hätte er auf der

anderen Seite stehen mögen? Er war ein Deutscher, wie er ein Russe war. Mit ganzer Hingabe konnte er den Nationalsozialismus und Hitler bekämpfen, der diesen verderblichen und ihm so unnatürlichen Krieg entfacht hatte. Zusammen mit Hans Scholl verfaßte er die Flugblätter der weißen Rose, er half bei der Vervielfältigung und der Versendung. Er nahm teil an allen Zusammenkünften, auch an jener im Sommer 1942, wo eine energischere Angriffstätigkeit für das Wintersemester vereinbart wurde. Mit Hans und Sophie Scholl verfertigte er die Plakate mit den Aufschriften: «Es lebe die Freiheit!» und «Nieder mit Hitler!» und befestigte sie an den Häusern der Ludwigstraße.

Die Möglichkeit, daß sie entdeckt und von der Gestapo ergriffen werden könnten, war von den Freunden ins Auge gefaßt worden, und es war für diesen Fall verabredet, daß, wer verhaftet würde, um die anderen zu schützen, die Schuld auf sich nehmen solle. Als Alexander erfuhr, daß Hans und Sophie Scholl verhaftet waren, entfloh er. Warum er nach einigen Tagen zurückkehrte, ob der Schnee im Gebirge ihm den Weg versperrte oder ob es ihm widerstrebte, sein Schicksal von dem der Freunde zu trennen, weiß man nicht. Am 24. Februar wurde er in einem Bunker, den er während eines Fliegerangriffs aufgesucht hatte, erkannt und verraten. Vor dem Volksgerichtshof bekannte er sich gelassen und mutig zu seiner Tat. Dem wütenden Präsidenten Freisler erklärte er, daß er diesen Krieg verabscheue und auf keinen Fall von der Waffe Gebrauch machen würde.

Es hat wohl keiner so durch das Gefangensein gelitten wie Alexander Schmorell, er, der Schweifende, der Vogel, der den goldensten Käfig verlassen hätte, um in Freiheit zu sterben. Nicht mehr reiten die schäumende Isar entlang, den wehenden Wind in den Haaren! Indessen, wie das aus hellem Licht in das Dunkel versetzte Auge sich allmählich gewöhnt und im Dunkel zu sehen beginnt, so regte sich bald in ihm ein aufnehmendes Organ für die Einsamkeit der Gefangenschaft. In dem Ungestüm und der Unbedingtheit seines Wesens selbst lag eine Heilkraft. Seine Mutter war griechisch-orthodox gewesen, und in diesem Glauben war er getauft. Auch in Deutschland war er von russischen Geistlichen im griechisch-katholischen Glauben unterrichtet und darin aufgewachsen. Wie es so oft der Fall ist, war ihm sein Glaube ein selbstverständlicher Besitz, ein Hort, den man zunächst in einem geschützten Winkel liegen läßt, um ihn später einmal, wenn man Muße hat, wenn die täglichen Forderungen weniger dringend sind, zu betrachten und sich seiner zu freuen. Im Gefängnis kam für Schurik diese Stunde. Mit einem leidenschaftlichen Entschluß warf er das bisherige Leben von sich und richtete alle seine Gedanken auf das Jenseits. Wie so oft die innere Bereitschaft mit dem äußeren

Geschehen zusammentrifft, so begegnete er gerade jetzt einem Menschen, der ihm half, den Weg zu Gott zu finden. Es war ein Holländer, der gleichfalls zum Tode verurteilt war und den er bei den täglichen Spaziergängen im Gefängnishof kennenlernte. Er war ein älterer, sehr gebildeter, religiöser Mann, der ihn auch mit religiösen Büchern versehen konnte. Evangelische Bücher las er ebenso gerne wie katholische. Religiöse Gespräche führte er auch mit dem katholischen Gefängnispfarrer, der ihn häufig besuchte und Zeuge seiner Wandlung war.

Er hatte den ganzen Reichtum des Lebens an sich reißen wollen, er hatte leidenschaftlich gerungen, um als Bildhauer etwas Vollendetes zu schaffen, er hatte sich nach der Mutter und der Heimat gesehnt — all dies unruhvolle Streben war nun überwunden. Er durfte für Wahrheit und Freiheit sterben, wie seine liebsten Freunde gestorben waren, und hatte die Aufgabe seines Lebens erfüllt. Nichts geschieht ohne den Willen Gottes, und in den Willen Gottes sich zu fügen ist dem Gläubigen leicht. Alle seine Wünsche fanden die Erfüllung im Glauben. «Der Tod», schrieb er seinen Eltern und Geschwistern tröstend, «ist kein Ende, sondern der Uebergang zu einem neuen, weit herrlicheren Leben als das irdische, in dem es Trennung und Ende nicht mehr gibt.» Seine Stimmung, schrieb er, sei meistens weit froher und ruhiger, als sie in der Freiheit gewesen sei. Den Blick unverwandt auf Gott gerichtet, fand er schon vor dem Tode das Ruhen im Frieden.

Am 13. Juli wurde er zusammen mit Professor Huber enthauptet.

Willi Graf

Aus dem weichen, ernsten Knabengesicht, das das Bild zeigt, blicken die Augen sinnend ins Weite. Er ist ehrlich gegen sich und streng in den Forderungen, die er an sich stellt. Er hat geglaubt und gezweifelt und gegrübelt und wieder geglaubt, und eins steht ihm fest, daß es schwer ist zu leben.

Willi Graf ist am 2. Januar 1918 in dem Dorfe Kuchenheim bei Fuskirchen, wo sein Vater eine Molkerei verwaltete, geboren. Vier Jahre später, 1922, übersiedelte sein Vater nach Saarbrücken, um in eine Aktiengesellschaft für Weingroßhandel und Saalvermietung einzutreten. Er war ein rechtlicher Mann und verlangte, wenn es nötig war mit Strenge, ein ebensolches Verhalten von den Kindern; die Mutter sorgte liebevoll für gelegentlich den Alltag erhellende Freuden. Die Familie lebte in guten Verhältnissen, wenn auch gerechnet und gespart wurde. Die Beobachtung der kirchlichen Bräuche, das Miterleben des sinnvoll sich entfaltenden Kirchenjahres war den Kindern

katholischer Eltern selbstverständlich. So blieb das Gewohnte für Willi Graf doch nicht leer; er dachte darüber nach und versuchte, es mit dem Verstande sich zu eigen zu machen. Er wollte nicht nur Christ heißen, sondern Christ sein.

Auf dem humanistischen Gymnasium, in das er mit zehn Jahren eintrat, wurden Religion, Deutsch und Griechisch seine Lieblingsfächer. Der Mittelpunkt seines geistigen Lebens war die Religion; mit ihr verknüpfte er Dichtung, bildende Kunst und Musik: Die griechische Dichtung zog ihn an, weil in ihr nächst der Bibel die gewaltigste religiöse Vision ausgedrückt ist, und ebenso suchte er die Religion in der deutschen Philosophie und Dichtung. Erst später erstreckte sich sein Interesse auf Geschichte; Politik, die Beziehungen und Verwicklungen des öffentlichen Lebens, blieb ihm gleichgültig. Das Technische, das so viel Anziehungskraft für die Jungen hat, beschäftigte ihn nur nebenbei. Seinen Beruf wählte er nicht aus den Wissensgebieten, die ihn auf der Schule am meisten beschäftigt hatten: er entschloß sich, Medizin zu studieren. Allerdings hängt die Medizin, insofern sie eine helfende und heilende Kunst ist, mit der Religion zusammen. Willis Mutter nahm zuweilen, wenn sie Arme und Kranke besuchte, ihre Kinder mit, damit sie einen Einblick in die entbehrungsreiche Lage so vieler ihrer Mitmenschen bekämen. Vielleicht legte sie damit in ihrem jungen Sohn den Keim zu dem Wunsche, als Arzt den Leidenden helfen zu können.

Während der Schulzeit waren die Wanderungen, die er in den Ferien machen durfte, das, was ihn am meisten beglückte. Die wechselnden Bilder, die an ihm vorüberzogen, die neuen Eindrücke, die er aufnahm, beschwichtigten sein ruheloses Herz. Er litt schon früh unter einer ihm selbst unerklärlichen inneren Unruhe. War es die Unruhe des Herzens, die nur in Gott Ruhe findet? Sein Verlangen nach einem Freunde, dem gegenüber er sich aussprechen könnte, wurde nie ganz befriedigt, wenn es ihm auch an Kameraden nicht fehlte.

Nachdem Willi Graf im Jahre 1937 in Freiburg das Abitur bestanden und dann den Arbeitsdienst durchgemacht hatte, begann er das Studium an der Universität Bonn. Wie es damals üblich war, genoß er die glückliche Freiheit, das erste Semester an der reich besetzten Tafel der Wissenschaft zu verschwenden, zumal die Vorlesungen, die für sein Fach zunächst in Betracht kamen, seine Zeit nicht ausfüllten. Er hörte Philosophie und Theologie, las viel, hörte viel Musik und durchwanderte die Umgebung. Es war eine sorglose Zeit, noch hatte der nationalsozialistische Despotismus mit seinem eisernen Netz nicht jede Bewegung des deutschen Volkskörpers festgenagelt. Bald aber bekam er den wachsenden Druck zu spüren: als Mitglied einer katholischen Jugendvereinigung wurde er verhaftet und nach einigen

Wochen infolge einer Amnestie entlassen. Seiner religiösen Einstellung entsprechend war er von Anfang an ein entschiedener Gegner des Systems; lagen doch alle Frevel, die begangen wurden, in der Gottesfeindschaft beschlossen und folgten aus ihr.

Im Jahre 1939 wurde der Student als Infanterist eingezogen, als Sanitäter ausgebildet und auf mehreren Kriegsschauplätzen in seinem Berufe verwendet. Das Erlebnis des Krieges wirkte auf sein Gemüt wie ein betäubender Schlag: Auf Blut, Wunden und schweres Sterben mußte er gefaßt sein, aber brutale Behandlung und planmäßige Ausrottung schuldloser Menschen, wie sie von der Partei, Männern des eigenen Volkes, skrupellos, triumphierend begangen wurden, das war eine die Begriffe verwirrende, die Sinne empörende Erfahrung, eine gefährliche Erschütterung der Seele. So waren die Menschen, und solches ließ Gott zu! Gott selbst hatte das Fundament gelegt, auf dem die Menschen, die er zu seinem Ebenbild schuf, Ordnungen ewiger Gültigkeit aufbauten: Familie, Gemeinde, Staat. War es nicht immer leicht, sich in diese Ordnungen zu fügen, so mußte es doch gehen, wenn man guten Willens war und den göttlichen Willen begriff und anerkannte. Nun aber bebten und klafften diese heiligen Ordnungen. Das christliche Abendland, das auserwählte Land Gottes, triefte von unschuldigem Blut. «Ich wünschte, ich hätte nicht sehen müssen, was ich alles in dieser Zeit mit ansehen mußte», schrieb er seiner Schwester.

Für das gläubige Kind war es leicht gewesen, ein guter Christ zu sein: er ging zur Messe, er betete seine Gebete, er ging zur Beichte und war eingegliedert in die gesegnete Gemeinde. Nun war er mitten in einem Schwall von Untaten, Qualen und Aengsten, die ihn fordernd bedrängten. Wie sollte sich ein Christ hier verhalten? «Grade das Christwerden ist vielleicht das allerschwerste; denn wir sind es nie und können es höchstens im Tode ein wenig sein», schrieb er. Es ist schwer zu leben, es ist das allerschwerste, als Christ zu leben — das war die Erkenntnis, die seine jungen Jahre ihm gebracht hatten, und diese tragische Erkenntnis lag wie ein schwerer Druck auf ihm.

«Ich behaupte», schrieb er seiner Schwester, «daß dies gar nicht das eigentliche Christentum ist, was wir all die Jahre zu sehen bekamen und was uns zur Nachahmung empfohlen wurde! In Wirklichkeit ist Christentum ein viel schwereres und ungewisseres Leben, das voller Anstrengung ist und immer wieder neue Ueberwindung kostet, um es zu vollziehen. Der Glaube ist keine solche einfache Sache, wie es uns erschien, in ihm geht nicht alles so glatt auf, wie man es wohl gemeint hat und sich vielleicht auch wünschte, um möglichst wenig Unruhe zu verspüren.»

An der russischen Front tat es ihm weh, wenn die Bewohner ihre

Dörfer räumen mußten. War er zu weich, daß es ihm so schwer wurde, das anzusehen? Eine Katze und Blumen blieben zurück, um die kümmerte er sich. Abends, wenn der Mond durch die Birkenstämme schien, hörte er zuweilen von russischen Frauen, die im Lager arbeiteten, ihre Lieder singen zur Gitarre und Balalaika. Diese Lieder berührten sein Herz, und er begann durch die Musik Rußland zu lieben. Den schwermütigen Stimmungen gab er sich indessen nicht hin, dazu nahm er das Leben zu ernst. Er wußte, daß alles Leben sinnvoll ist; auch sein Leben sollte einen Sinn haben. Er bemühte sich, immer etwas Nützliches oder Erhebendes zu tun, um dem auflösenden Einfluß der häufigen Untätigkeit zu widerstehen. Seiner um fünf Jahre jüngeren Schwester versuchte er in ihren Schwierigkeiten brieflich beizustehen und riet ihr, gute Bücher zu lesen, aber nicht wahllos und ziellos, sondern sie solle sich etwas Bestimmtes vornehmen und Auszüge daraus machen, damit es ihr zum dauernden Besitz werde. «Du kannst mit den Griechen und ihren Forschungen anfangen, Du kannst germanische Mythologie studieren oder zu den Indern und ihren Weisheitsbüchern gehen, auch China mit seinem Glauben und seinen Erkenntnissen wäre eine Möglichkeit. Das Nächstliegende ist aber doch die Welt, die unsere Kultur und unser Leben geformt hat.» Mit feiner Empfindung erklärt er ihr, wie der junge Mensch, wenn er in die Welt hinausgetreten ist, sich wohl dem Elternhause entfremden kann; wie aber trotzdem das Elternhaus, wo er die meiste Liebe empfangen hat, ein unersetzlich teures Gut bleibt. «Es ist eben das, was es sonst an keinem Orte gibt.» Ueberhaupt, meint er, solle man nicht verzagen, solange man Menschen habe, mit denen man übereinstimme. Alles Aeußere der jeweiligen Lage sei nur Kulisse, die Region, in der man sich Mühe gebe zu leben, gehe darüber hinaus.

Wie alle Medizinstudierenden durfte Willi Graf zeitweise sein Studium fortsetzen, und kam so nach München. Dort machte er im Sommer 1942 die Bekanntschaft der Geschwister Scholl und ihrer Freunde: Sie verstanden sich sofort in ihren Gesinnungen, und an dem Plane, der in ihrem Kreise schon bestand, nahm er bereitwillig teil. Er hatte oft darüber nachgedacht, wie man den Nationalsozialismus, den er als schlecht und für Deutschland als entwürdigend erkannt hatte, bekämpfen könne; nun öffnet sich ein Weg dazu: Seine Aufgabe bestand darin, die Flugblätter nach Saarbrücken und an andere Orte zu bringen, in die Postkästen zu werfen und womöglich auch Teilnehmer an der Verschwörung zu werben. Indessen, wenn ihm auch die zweckvolle Tätigkeit und die freundschaftliche Gemeinsamkeit wohlthat, überkam ihn doch zuweilen das Gefühl des Alleinseins und die quälende Unruhe, woran er von jeher gelitten hatte. Immer wieder diese Unruhe, die er sich nicht erklären konnte. Der

Versuch des Scholl'schen Freundeskreises, den Nationalsozialismus durch Flugblätter zu erschüttern und die studentische Jugend zum Widerstande aufzurufen, der ihnen selbstverständlich geworden war, blieb ihm etwas Neues; er fühlte sich noch nicht ganz sicher darin. Er verkehrte mit einigen Studenten der Theologie; mit ihnen arbeitete er eine Liturgie aus und besprach mit ihnen religiöse Fragen. Das lag ihm doch am nächsten. Am 14. Januar 1943 schrieb er in sein Tagebuch im Hinblick auf den geheimen Plan, an dem er Mitarbeiter war: «Ob das der richtige Weg ist? Manchmal glaube ich es sicher, manchmal zweifle ich daran. Trotzdem nehme ich es auf mich, wenn es auch noch so beschwerlich ist.»

Am Abend des 18. Februar wurde er zusammen mit seiner Schwester Anneliese verhaftet. In den quälenden Verhören leugnete er eine Beteiligung an der Aktion, konnte es aber bei der Menge der Beweise nicht lange durchführen. Am 19. April wurde er zusammen mit Alexander Schmorell und Professor Huber zum Tode verurteilt, aber erst am 12. Oktober wurde das Urteil vollzogen. Es konnte kaum anders sein, als daß die Hinauszögerung der Hinrichtung in der Familie und in ihm selbst die Hoffnung auf Begnadigung erweckte; wenn eine solche sich in ihm regte, so bemühte er sich doch, sie zu unterdrücken und sich auf den Tod vorzubereiten. Immer wieder betete er um ein starkes Herz, um das ihm Verhängte gefaßt zu ertragen. Was ihn zunächst am meisten bedrückte, war das Schicksal der Familie. Seine Eltern wurden zwei Monate lang, seine Schwester vier Monate lang in Haft gehalten. Daß seine verheiratete Schwester gerade damals ein Söhnchen bekam, war ihm zum Trost; es schien ihm, als sei das Kind den Seinigen als Ersatz für ihn gegeben. Seine Gedanken beschäftigten sich viel, wie auch früher, mit dem Sinn des Lebens. Wenn alles Geschehen einen Sinn habe, meinte er, sei auch sein Tod nicht zufällig, nicht bedeutungslos, sondern werde Früchte tragen. Schwer muß auf ihm, der sich immer nach der Aussprache mit Freunden sehnte, die lange Einsamkeit gelastet haben; er ertrug sie in der bescheidenen, unpathetischen Art, die ihm eigentümlich war. Sie gewann ihm die Sympathie und Bewunderung der Gefangenenwärter. Ob er sich erinnerte, daß er früher einmal geschrieben hatte, Christ könne der Mensch höchstens im Tode werden? Vielleicht hatte er Augenblicke, wo er sich der Vollendung, die der Tod bringt, entgegenreifen fühlte.

Wir mögen hoffen, daß das Herz, das so voll Unruhe war, schon während der Gefangenschaft die Ruhe gefunden hat.